

Blanca
Imboden

Rigi

Ein fröhlicher Roman
über traurige Menschen

WÖRTERSEH

»Wohin ich auch gehe, du bist überall nicht.«

unbekannt

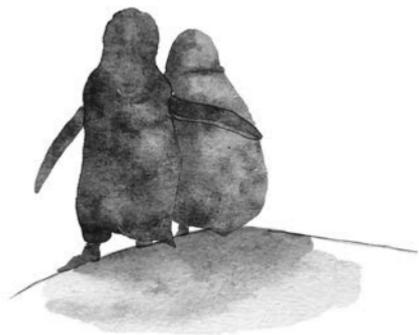
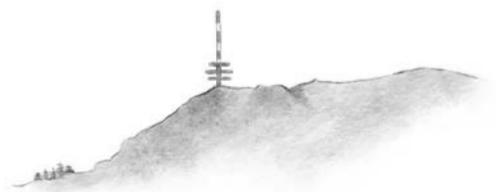
»Der einzige Weg,
den Tränen ein Ende zu setzen, ist – sie zu weinen.«

Jorge Bucay, argentinischer Autor und Psychiater,
in »Das Buch der Trauer«

* Sylke-Maria Pohl

Alles verändert sich mit dem,
der neben mir ist – oder neben mir fehlt.*

Für Peter – und Hans (†)



Rigi





Die Personen in diesem Roman sind wie fast alles frei erfunden.
Folgende Menschen gibt es allerdings tatsächlich auf der Rigi, und
auch ihre Geschichten stimmen:

Ferdi Camenzind, Rigi-Original

Renate Käppeli, Rigi Kulm-Hotel

Schwester Theresia Raberger, Tierschutzstelle Felsentor

Urban Frye, Klanghotel Bergsonne

Stefan Winiger, Chalet Schild

Tobias Ernst, Lokführer

Angela und Aron Boddé-Camenzind, Hotel Rigi Kaltbad

Gabriela und Gregor Vörös Egger, Kräuterhotel Edelweiß

Danke, dass ich euch in meinen Rigi-Roman einbauen durfte.

1

Tränen und Thonbrötchen

Wie viele Tränen hat ein Mensch?

Ich habe es heute gegoogelt. Wissenschaftler behaupten, dass ein Mensch in seinem Leben durchschnittlich fünf Millionen Tränen, also etwa achtzig bis hundert Liter Tränenflüssigkeit, vergieße – das ist mindestens eine Badewanne voll. Weil es ethisch fragwürdig sei, Experimente mit Trauernden zu machen, seien diese Angaben allerdings nicht so genau. Am meisten werde nämlich – so hat man immerhin festgestellt – um den Verlust eines Menschen geweint.

Aha!

Eben!

Ich selber habe im letzten Jahr diese Badewannen-Durchschnittswerte überboten. Mehrfach überboten.

Eine menschliche Träne wiege rund fünfzehn Milligramm, las ich weiter.

Meine waren schwerer.

Viel schwerer.

Tonnenschwer.

Gerade gestern bin ich wieder einmal in Tränen ausgebrochen. Peinlich! Eigentlich passiert mir das sonst nicht mehr oft. Zumindest nicht in so unmöglichen Situationen. Ich war im Einkaufszentrum und entdeckte eine Aktion: »Thonbrötchen. Zwei für eins«. Ich stand da, schaute auf die Thonbrötchen und heulte. Einfach nur, weil ich keine mehr kaufen muss. Nie mehr. Weder eines noch zwei.

Mario liebte Thonbrötchen.

Ich nicht.

Tatsächlich habe ich nach seinem Tod noch einige Thonbrötchen in meinen Einkaufswagen gelegt und sie sogar gegessen. Mario hätte mich ausgelacht, hätte er mich sehen können. Und eigentlich hoffe ich ja, dass er tatsächlich noch irgendwie hier ist, um mich herum, und alles sieht und spürt. Ich weiß natürlich, dass ich meine Liebe zu ihm nicht mit solch lächerlichen Aktionen unter Beweis stellen muss. Bestimmt nicht mit dem Kauf von Thonbrötchen. Wirklich nicht.

Trotzdem: Ich stand gestern mitten im Einkaufszentrum und habe geweint. Wegen dieser Brötchen. Wegen Mario. Wegen allem. Und ich habe mich geschämt.

Mein Mann Mario ist vor einem Jahr gestorben. Ich sollte mich langsam besser im Griff haben. Ich merke, dass Verständnis und Mitgefühl in meinem Umfeld nachlassen. Als hätte Trauer ein Ablaufdatum, und ich hätte jetzt, nach einem Jahr, kein Recht mehr darauf.

Aber das Umfeld kontrolliert genauso, ob man nicht etwa zu früh wieder lacht. Es gab ganz merkwürdige Reaktionen, als ich ein paar Wochen nach Marios Tod irgendwo öffentlich mit einer Freundin herumgealbert hatte und es ihr gelungen war, mich einen Moment lang alles vergessen zu lassen. »Sie lacht schon wieder«, tuschelte man hinter vorgehaltener Hand. Aber nicht etwa voller Freude, sondern missgünstig und vorwurfsvoll. Als müsste man daraus schließen, dass ich ihn zu wenig geliebt habe, meinen Mario.

»Mama, bist du da?«

Meine Tochter Marie steht plötzlich vor mir. Sie wohnt nicht mehr hier, platzt aber wie immer ohne Vorwarnung in meine Privat-

sphäre und erschreckt mich damit fürchterlich. Natürlich möchte ich sie nicht vor den Kopf stoßen und traue mich nicht, sie zu bitten, jeweils zu klingeln, bevor sie ihren Schlüssel benützt. Unsere Beziehung ist ohnehin grad nicht so einfach. Darum begrüße ich sie herzlich, ohne meine Gedanken zu äußern.

»Du hast wieder geweint«, sagt Marie verständnisvoll und lässt sich zu mir auf das Sofa plumpsen. Und ich weiß, es werden keine zehn Minuten vergehen, bis auch sie in Tränen ausbricht.

Marie war Papas Liebling. Sie war das verwöhnte Einzelkind, und Papa war der Beste, der Größte, das Maß aller Dinge. Sie wollte ihn heiraten, als sie noch ein kleines Mädchen mit roten Zöpfen war, und später mussten alle ihre möglichen Heiratskandidaten neben ihm bestehen können. Das war schwierig, hatte sie Mario doch auf einen sehr hohen Sockel gestellt. Mag sein, dass sie deshalb noch immer allein ist.

»Was hast du heute gemacht?«, fragt sie jetzt und lehnt sich an mich. Sie riecht nach Leben und nach Frühling. Ich atme ihren Duft ein, ganz tief, und gestehe dann: »Ich habe die Kleider von Mario zusammengeräumt. Morgen ist Altkleidersammlung.«

Und schon weint sie. Ich wusste es.

»Wie konntest du nur!«, schnaubt Marie und putzt sich aufgebracht die Nase.

Ich frage leise: »Wie lange hätte ich denn noch warten sollen? Es ist doch gut, wenn sonst jemand Freude an Papas Sachen hat. Das würde ihm gefallen.«

»Wieso musste das überhaupt sein? Haben dich seine Kleider denn gestört? Du hast doch riesige Schränke!«

Maries Fragen klingen vorwurfsvoll. Sie tun mir weh, aber ich habe nichts anderes erwartet.

Ich bleibe ganz ruhig, wähle meine Worte mit Bedacht und frage:
»Wann, denkst du, hätte ich die Kleider denn weggeben dürfen? In zwei Jahren? In drei? Du kommst zu Besuch und möchtest, dass hier alles immer genau gleich bleibt. Aber das ist weder ein Mausoleum noch ein Museum. Ich lebe hier. Und ich werde hier noch viel mehr Dinge verändern, nach und nach.«

Marie kann es nicht fassen.

»Ihr wart dreißig Jahre zusammen. Dreißig! Und du räumst Papa einfach aus deinem Leben, sobald er tot ist?«

Ich atme tief durch.

Zweimal.

Damit ich nicht mit einer ganz und gar unfreundlichen Antwort herausplatze.

»Marie ... ich bitte dich! Es ist schon ein Jahr her, dass dein Vater von uns gegangen ist. Auch du lebst doch wieder dein Leben, trauerst nur noch ab und zu, hast den Schmerz vielleicht für immer in deinem Herzen, genauso wie die Liebe zu ihm. So geht es mir auch. Ich möchte wieder vorwärtsschauen. Dazu gehört aber auch, dass hier nicht alles weiterhin so aussehen kann, als käme Papa grad wieder zur Tür herein.«

Marie putzt sich umständlich die Nase.

»Wenn es Dinge gibt, die dir besonders viel bedeuten, dann nimm sie mit«, schlage ich großzügig vor.

Sie schnaubt eingeschnappt: »Was willst du denn sonst noch alles wegwerfen?«

Will sie das wirklich wissen? Wohl kaum.

Ich antworte nur: »Ich werde nicht über jeden Gegenstand mit dir diskutieren.«

Ich weiß, Marie trauert.

Aber es gibt Grenzen. Und es scheint, dass ich diese langsam, aber sicher setzen muss.

»Ich wünschte, ich könnte Papa auch einfach so abhaken«, sagt meine wunderschöne Tochter, wirft ihr langes rotes Haar zurück und steht auf. »Ich gehe dann mal wieder. Ich wollte nur schauen, wie es dir geht. Und es scheint dir ja sehr gut zu gehen.«

Marie rauscht beleidigt und verletzt davon und lässt die Tür geräuschvoll hinter sich ins Schloss fallen.

Peng.

Wie eine Ohrfeige.

Schwierig.

Alles ist so schwierig.

Ich versuche, mir einzureden, dass ihre Wut nicht wirklich etwas mit mir zu tun hat. Und dass sie mich irgendwann verstehen wird.

Wir trauern beide um den gleichen Mann, nur halt eben anders, ganz anders. Anfangs hat uns die Trauer noch verbunden, als wir beide schockiert und fassungslos am Grab standen. Wir hielten uns an den Händen. Es war fast nicht auszuhalten: Zehn Tage zuvor hatten wir noch Marios zweiundfünfzigsten Geburtstag mit einem ausgelassenen Fest gefeiert. Am nächsten Tag fiel er beim Training vom Hometrainer und war wohl sofort tot. Herzstillstand. Ich muss nicht viel später aus der Küche gekommen sein, aber ich konnte nichts mehr tun. Diese Szene hat sich tief in meine Erinnerung eingegraben. Ich träume davon und schrecke nachts schweißgebadet auf. Auch wenn ich mich an schöne Erlebnisse mit Mario erinnern will, kommt mir immer dieser Moment in die Quere: Ich finde ihn am Boden liegend vor und gerate in Panik. Und ich weiß sogar noch, welches Lied von Udo Jürgens gerade aus der Stereoanlage dröhnte:

Wie könnt' ich von dir gehen?

Mario konnte es.

Mario war ein eingefleischter Fan von Udo Jürgens. Als der Sänger 2014 als Achtzigjähriger bei einem Spaziergang in Gottlieben bewusstlos zusammenbrach und trotz Wiederbelebungsversuch an Herzversagen starb, betonte Mario immer wieder, dass er sich genau so einen Tod wünschen würde, irgendwann. Das sei doch eine Gnade, ein Geschenk.

Gnade?

Geschenk?

Vielleicht für ihn.

Für mich war es die Hölle. Und aus dieser Hölle habe ich mich noch immer nicht wirklich befreit. Und jedes Mal, wenn ich einen ersten Schritt mache, dann gibt mir ganz bestimmt jemand zu verstehen, dass es noch viel zu früh dafür sei. Viel zu früh.

Woher wissen die das?

Wer bestimmt das?

Seit ein paar Wochen besuche ich eine Trauergruppe. Diese hat mich dazu angestachelt, Marios Kleider wegzugeben. Gut, es gab da auch noch die Anregung, ein paar besondere Stücke zu behalten. Oder aus ein paar alten Hemden ein Kissen zu nähen. Schöne Ideen. Ich habe einfach Marios Schlafanzüge sorgfältig in meine Kommode umgeräumt und ziehe sie regelmäßig an. Sie riechen nicht mehr nach Mario, aber sie erinnern mich an seine Wärme, seine Umarmungen.

Es ist schwierig, mit einem Verlust umzugehen, mit dem Loslassen anzufangen, wenn die ganze Wohnung so aussieht, als würde der Verstorbene gleich wieder heimkommen: die Finken beim Hausingang, die Jacke an der Garderobe, die Aktentasche im Flur, die Zahnbürste im Glas und die Bierflaschen noch immer im Kühlschrank.

Warum kann Marie mich nicht verstehen?

Warum versucht sie es gar nicht erst?

Marie wünscht sich, dass sich hier nichts verändert.

Ich aber weiß, dass ich Veränderungen brauche.

Und nein, ich räume Mario nicht aus meinem Leben.

Ha! Als ob man so was könnte! Und als ob ich das jemals wollte!

Mario wird immer ein Teil von mir bleiben.

2 Trauern wie Pinguine

Als ich vor zwei Monaten nicht mehr aufhören konnte zu weinen, plötzlich, ohne dass es einen besonderen Anlass dafür gegeben hätte, nicht einmal ein Thonbrötchen, suchte ich Hilfe bei meiner Hausärztin. Ich hatte schließlich einen Job und furchtbare Angst, so ein Weinkrampf könnte einmal im falschen Moment über mich kommen, vielleicht mitten in einem Interview mit einer wichtigen Persönlichkeit oder während einer Gemeindeversammlung. Ich hatte meine Emotionen nicht mehr unter Kontrolle. Meine Hausärztin überwies mich an eine Psychiaterin im gleichen Haus.

Es war leicht, mich auf Frau Dr. Fuchs einzulassen. Mir gefiel die würdig ergraute Dame sofort. Ihre Augen, umrahmt von unzähligen Lachfältchen, strahlten Wärme und Empathie aus. Sie machte ein paar Tests mit mir, ließ mich zum Beispiel Farben und Formen sortieren und auswählen und hörte mir aufmerksam und verständnisvoll zu. Am Ende erklärte sie beruhigend, ich sei keineswegs krankhaft depressiv, hätte bloß eine Änderungsstörung. Sie empfahl mir ein leichtes Antidepressivum und schlug mir eine Therapie vor.

»Eine Therapie? Was soll ich da?«, fragte ich widerspenstig.

»Mit jemandem reden, der Ihnen bei Ihrer Trauerarbeit helfen kann, der Sie unterstützen kann«, erklärte Frau Fuchs ruhig.

»Ich brauche einfach Zeit. Ich brauche wohl auch keine Antidepressiva«, versuchte ich abzuwiegeln und wollte schnell wieder gehen.

»Wenn Sie alles allein schaffen, Frau Engel, warum sind Sie dann heute hier?«, fragte Frau Fuchs, und ihre Augen bohrten sich in meine.

Eins zu null für Frau Dr. Fuchs.

Zeit heilt alle Wunden.

Sagt man.

Aber ich glaube, ich saß dort auf diesem blauen Polsterstuhl bei der Psychiaterin, weil ich mir diese Zeit nicht geben wollte oder, besser: weil ich die Zeit nicht aushielt. Weil ich keine Geduld mehr hatte. Weil ich mein altes Leben zurückhaben wollte, meinen inneren Frieden, die Leichtigkeit. Jetzt. Sofort. Weil diese Zeit so schmerzte und ich vielleicht einfach ein verwöhntes Ding war, das solche Schmerzen bisher nicht gekannt hatte und daher nicht damit umgehen konnte – und es auch nicht wollte.

Das alles hätte ich sagen können, aber ich schwieg, und eine Träne rann über mein Gesicht. Nur eine kleine. Höchstens zehn Milligramm.

»Sie könnten auch eine Trauergruppe besuchen. So eine Art Selbsthilfegruppe. Mit ausgebildeten Betreuerinnen. Was meinen Sie? Würde Ihnen das eher entsprechen?«

Was für eine Frage!

Würde Ihnen eine Trauergruppe eher entsprechen?

Natürlich nicht! Ich sah mich schon dort sitzen.

Ich bin Eliane Engel und änderungsgestört.

Aber ich erklärte mich einverstanden mit diesem Kompromiss. Und ich versprach, das Antidepressivum ganz genau nach den Anweisungen der Füchsin einzunehmen. Man müsse es »einschleichen«, meinte sie. Und auf keinen Fall dürfe man es einfach wieder absetzen. Da müsse man es dann wieder »ausschleichen«.

Einschleichen.

Ausschleichen.

Trauergruppe.

Mensch! Diese Wörter wollte ich meinem Wortschatz wirklich nie antun. Ich hatte das Gefühl, ziemlich tief gesunken zu sein, und zwar zu einem Zeitpunkt – also nach fast einem Jahr –, zu dem ich längst wieder »normal« sein wollte und sollte, zumindest nach meinen eigenen Vorstellungen.

Das Antidepressivum hatte bei mir auch in kleinster Dosis eine wunderbare Wirkung. Ich fühlte mich nicht fremd, nicht berauscht oder gedämpft, aber sofort befreit von einem schweren Druck. Als hätte man mir einen tonnenschweren Rucksack abgenommen. Und ich hatte wieder die Kontrolle über meine Gefühle. Jedenfalls meist. Zumindest musste ich mich nicht mehr davor fürchten, gar nicht mehr mit dem Weinen aufhören zu können, wenn mir mal wieder die Tränen kamen.

Und jetzt treffe ich mich jede Woche mit anderen Trauernden. Zu meinem ersten Besuch in Goldau war ich widerwillig und bockig erschienen, entschlossen, mich nicht einzubringen und niemals meine innersten Gefühle vor Fremden nach außen zu kehren, meine Zeit dort einfach abzusetzen. Und heute freue ich mich auf diese Treffen. Wir sind eine Gruppe. Wir tun einander gut.

Eva ist die Jüngste in unserem Kreis. Sie hat ihren sechs Jahre alten Sohn Enrico bei einem Autounfall verloren. Zuerst habe ich mich gefragt, warum sie nicht bei ihrem Ehemann Trost findet. Aber dann habe ich begriffen: Sie hat Angst um diese Beziehung. Der Tod eines Kindes belastet eine Ehe sehr. Dafür habe ich großes Verständnis. Zuerst schweißt der Tod sicher zusammen, aber dann muss jeder mit seiner eigenen Trauer umgehen, und das geht nicht

immer gemeinsam und im gleichen Tempo. Das sehe ich ja bei mir und meiner Tochter Marie. Ich bewundere Eva, weil die junge, zarte Frau so zerbrechlich wirkt in ihrer Trauer, aber doch stark ist. Ich mag es, wie sie redet. Sie wählt ihre Worte sorgfältig, sie spricht wenig – aber wenn, dann hört ihr jeder zu.

Moritz ist sechzig Jahre alt und hat vor drei Jahren seine Mutter verloren. Obwohl er Frau und Kinder hat, sitzt er hier in der Trauergruppe und weint fast bei jedem Treffen. Das bringt mich an die Grenzen meines Verständnisses. Seine Mutter war ganz langsam über Jahre hinweg dement geworden und starb dann an einer Lungenentzündung. Er hatte also genug Zeit, sich von ihr zu verabschieden, könnte man meinen. Warum schafft er es nicht, sie loszulassen? Nein, wir werten nicht. Nein, wir schauen nicht, wessen Trauer mehr wiegt oder ob einer mehr Recht zu trauern hat als der andere. Sonst wären wir ja gerade so wie all die Menschen in unserem Umfeld, die uns nicht verstehen können, die uns in unserer Trauer nicht so nehmen können, wie wir sind.

Die Grundregeln unserer Treffen finde ich gut, und ich bemühe mich, sie einzuhalten.

Theoretisch.

Da ist aber zum Beispiel auch Doris. Sie ist Mitte vierzig und ein bisschen schwierig. Einerseits ist sie extrem katholisch und dabei oft päpstlicher als der Papst, aber auch wenn sie überzeugt davon ist, dass ihr Ehemann, der vor einem Jahr gestorben ist, nun bei Gott ist, sozusagen direkt an seiner Seite hockt, glücklich und erleuchtet, scheint sie selber doch sehr, sehr unglücklich zu sein, was ich nicht ganz verstehen kann. Ihr Glaube müsste ihr doch genug Trost spenden. Das scheint bei Doris nicht zu funktionieren.

Neulich hat sie zu Eva, deren Sohn Enrico erst vor fünf Monaten gestorben ist, allen Ernstes gesagt: »Gott gibt jedem nur das Päckchen mit, das er auch wirklich tragen kann.«

Da bin ich zum ersten Mal ein bisschen ausfällig geworden. Ich erklärte der Verklärten erbost: »Das stimmt einfach nicht! Viele zerbrechen an ihrem Schicksal und bringen sich um, verfallen irgendwelchen Drogen oder landen in der Psychiatrie. Weil das verdammte Päckchen zu schwer war!«

Doris meinte ungerührt: »Dann haben diese Menschen nicht wirklich geglaubt. Wenn man glaubt, dann vertraut man, dann kann man sich geborgen fühlen, auch in schweren Zeiten.«

Gerade als ich Doris entgegenen wollte, was auch meine Psychiaterin mich gefragt hatte, nämlich: »Warum bist du dann hier?«, wechselte Rosmarie das Thema.

Rosmarie, unsere Leiterin, ist sehr jung. Anfangs dachte ich: Viel zu jung. Ja, auch ich habe manchmal Vorurteile. Es kommt mir vor, als würden überall an wichtigen Stellen immer nur junge Leute sitzen. Der Notarzt, der zu meinem Mario kam, der war praktisch noch ein Kind! Mein neuer Zahnarzt sieht so jung aus, dass ich misstrauisch sein Diplom studiert habe, das an der Wand im Wartezimmer hängt. Dabei ist es wohl einfach so, dass ich immer älter werde.

Aber Rosmarie ist nicht nur jung, sie ist vor allem sehr intelligent und einfühlsam. Sie schließt nächstes Jahr ihr Psychologiestudium ab, und wir sind das Objekt ihrer Masterarbeit. Manchmal verzweifelt sie fast an uns, dann verdreht sie kurz ihre schönen Augen. Aber immerhin liefern wir ihr jede Woche neu wirklich gutes Material – wir sind ja ein recht bunter Haufen.

Rosmarie trägt mit Vorliebe farblose Kleider, bevorzugt Grau- und Beigetöne. Wahrscheinlich glaubt sie, dass sie so, zusammen mit ihrer altmodischen Brille, älter aussieht, als sie ist. Tut sie auch. Was auch wieder schade ist. Vielleicht erhofft sie sich von ihrem strengen Outfit auch mehr Autorität. Als könnte man sich Autorität anziehen!